

Heimatfront und Schützengraben

Zwei Perspektiven im Ersten Weltkrieg nach Quellen aus der Schwalm

von Bernd Lindenthal

Einleitung

Kaum ein Text beschreibt die Distanz zwischen den beiden Erlebniswelten Heimat und Schlachtfeld besser, als jene Urlaubsszene in Erich Maria REMARQUES »Im Westen nichts Neues«, in der Paul Bäumer von seinem ehemaligen Deutschlehrer zu einem Stammtisch eingeladen wird: *Ich werde großartig empfangen, ein Direktor gibt mir die Hand und sagt: »So, Sie kommen von der Front? Wie ist denn der Geist dort? Vorzüglich, vorzüglich, was?« Ich erkläre, dass jeder gern nach Hause möchte. Er lacht dröhnend: »Das glaube ich! Aber erst müsst ihr den Franzmann verkloppen! [...]« Sie disputieren darüber, was wir annektieren sollen. Der Direktor mit der eisernen Uhrkette will am meisten haben: ganz Belgien, die Kohlengebiete Frankreichs und große Stücke von Russland. [...] »Nun macht mal ein bißchen vorwärts da draußen mit eurem ewigen Stellungskrieg. Schmeißt die Kerle 'raus, dann gibt es auch Frieden.« – Ich antworte, dass nach unserer Meinung ein Durchbruch unmöglich sei. Die drüben hätten zuviel Reserven. Außerdem wäre der Krieg doch anders, als man sich das so denke. Er wehrt überlegen ab und beweist mir, dass ich davon nichts verstehe. »Gewiss, der einzelne«, sagt er, »aber es kommt doch auf das Gesamte an. Und das können Sie nicht so beurteilen.«¹*

Von der Kenntnis des »Gesamten« war in der Tat der einfache Soldat per se ausgeschlossen, aber auch die deutsche Öffentlichkeit durch Zensur und Propaganda. Der Erste Weltkrieg, bei dem das Deutsche Reich alles auf die Karte schneller Sieg im Westen gesetzt hatte, war nach dem Rückzug an der Marne nicht mehr zu gewinnen. Der dem gescheiterten Moltke nachfolgende Generalstabschef Falkenhayn erkannte das deutlich: »Wenn wir den Krieg nicht verlieren, haben wir ihn gewonnen.«² Als Gefangener der geweckten Siegeshoffnungen hatten aber weder er noch Kanzler Bethmann-Hollweg, der ähnlich dachte,³ die Courage, der Öffentlichkeit reinen Wein einzuschenken und auf ein Ende zu drängen. Falkenhayn machte nicht nur weiter, sondern fügte mit der Blutmühle von Verdun dem aussichtslosen Gemetzel noch ein besonders menschenverachtendes Kapitel hinzu. Über diese negativen Entwicklungen und Hintergründe blieb die deutsche Öffentlichkeit uninformiert und hing so bis Kriegsende illusionären Vorstellungen über die tatsächliche Lage an.

1 Erich Maria REMARQUE: Im Westen nichts Neues, Berlin 1929, S. 168 f.

2 Volker ULLRICH: Die nervöse Großmacht 1871–1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a. M. 2013, S. 411.

3 ULLRICH: Großmacht (wie Anm. 2), S. 426: »Wenn wir diese Übermacht bestehen und entwicklungs-fähig herauskommen, so haben wir gewonnen.«

Die angesprochene Zensur betraf auch den Postverkehr zwischen Front und Heimat. Die Masse der Feldpost ist ein Überlebenszeichen und der Versuch, Beziehungen trotz Trennung aufrecht zu erhalten, geschrieben mit der Schere im Kopf: »Mir geht es noch gut, Päckchen dankend erhalten. Hoffe auf ein baldiges Wiedersehen, so Gott will.« Ist ein typischer Text. Martin HUMBURG hat zudem darauf hingewiesen, dass Traumata, die Menschen anderen Menschen zufügen, unsere Verarbeitungsfähigkeit überfordern. Auch dadurch entstehe »eine beträchtliche Fallhöhe zwischen den Inhalten der Feldpostbriefe und der Massivität des Erlebens.«⁴ Wegen dieser Sprachlosigkeit taugt die Masse der offiziellen Feldpost nicht zur Annäherung zwischen den getrennten Erlebniswelten. Auch die Zeitungen und andere Medien waren der Zensur unterworfen. Das Zensurbuch der Oberzensurstelle enthielt u. a. folgende Hinweise: »Veröffentlichungen von vergleichenden Bevölkerungsstatistiken, aus denen Rückschlüsse auf die Höhe der Verluste möglich sind, sind unerwünscht. Die Gesamtzahl der Gefallenen darf nicht veröffentlicht werden. Sensationelle Schilderung der Schrecken des Krieges müssen vermieden werden. Abbildungen verwundeter oder verstümmelter Heeresangehöriger sind zur Veröffentlichung dann zugelassen, wenn sie den Zweck erkennen lassen, weniger das Leiden solcher Kriegsbeschädigter als ihre Pflege und ihr Wohlergehen zur Darstellung zu bringen.«⁵

Schließlich entfaltete die Kriegspropaganda mit der Entwicklung der Medien nicht erst mit Beginn des Weltkrieges einen immer größeren Umfang.⁶ Heerscharen von Schriftstellern und Künstlern aller Gattungen und Richtungen fühlten sich herausgefordert, ihren vaterländischen Beitrag zu leisten. Neben Plakaten, Flugblättern, Zeitungen, Kinderbüchern, Alben, Postkarten und Kriegsausstellungen wurden erstmals auch Filme eingesetzt, um die Realität des Schlachtfeldes zu verleugnen, die Barbarei zu ästhetisieren, Tod und Sterben zu heroisieren und Opfer- und Durchhaltewillen aufrecht zu erhalten.

Dennoch gibt es unter Berücksichtigung der genannten Einschränkungen vielfältige Beziehungen zwischen Schützengraben und Heimatfront durch Lazarettaufenthalte und Urlaube, durch die Postsendungen (Briefe und Pakete), durch die Kriegsberichterstattung in den Medien und durch Kriegsausstellungen in größeren Städten, wo Kinder auch schon mal auf gegnerische Pappkameraden schießen durften. Im Folgenden wird aus überwiegend unveröffentlichten Quellen (Schulchroniken und Kriegstagebüchern) dargestellt, wie die Menschen in der ländlichen Region Schwalm den Krieg erlebten, wie er in ihr Leben eingriff, wie die Schwälmer Soldaten an den Fronten ihr Leben riskierten und an welchen Stellen es Vermittlungen zwischen den verschiedenen Erlebniswelten gab. Ein besonders

4 Martin HUMBURG: Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost, in: Veit DIDCZUNEIT, Jens EBERT, Thomas JANDER (Hg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011, S. 83.

5 Zit. nach: Georg JÄGER (Hg.): Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 1, Das Kaiserreich 1871–1918, Teil 3, Berlin 2010, S. 449.

6 Siehe Marieluise CHRISTADLER: Kriegserziehung im Jugendbuch. Literarische Mobilmachung in Deutschland und Frankreich vor 1914, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1979. Mobilmachung im wilhelminischen Kinderbuch, in: Beate ZEKORN-VON BEBENBURG: Struwwelpeter wird Soldat. Begleitheft zur Ausstellung im Struwwelpeter-Museum, Frankfurt a. M. 2015, S. 27–33. Bernd LINDENTHAL: Kein Krieg bricht aus. Zur Einstimmung auf den Ersten Weltkrieg in der Presse, in: Mitteilungen des Wetzlarer Geschichtsvereins 46, 2013, S. 109–147.

hilfloses Beispiel in dem Bemühen um Annäherung wird in der Frankenhainer Schulchronik berichtet. Lehrer Otto Katzwinkel notierte: *Sonntag den 12. September 1915 unternahm ich mit meinen Schülern einen Ausflug nach Hephata zu den von den verwundeten Soldaten angelegten Schützengräben. Dieselben sind zu dem Zwecke angelegt, damit alle die, welche nicht im Felde stehen, einen Einblick und klare Anschauungen von diesen Anlagen erhalten. Eintrittsgeld ist nach Belieben zu geben. Die Einnahmen kommen den Krieger-Waisenkindern des Kreises Ziegenhain zu.*⁷ Bei solchem Anschauungsunterricht fehlte der Regen, der Lehm, der Matsch, die Ratten, die Detonationen der Geschosse, die zerfetzten Leichenteile, die Anspannung, die Angst.

Opferbereitschaft ohne Begeisterung

Das so genannte Augusterlebnis, die angeblich durch den Krieg hergestellte Gemeinschaft aller Deutschen, ist heute weitgehend als Mythos erkannt. Nationalistische Begeisterung findet sich überwiegend im Bildungsbürgertum, bei Hochschulprofessoren und Studenten, bei Lehrern und Gymnasiasten. Auf dem Lande und in Arbeiterkreisen ist man eher besorgt. Lehrer Konrad Schmidt schreibt in der Loshäuser Schulchronik: *Keinem unserer Dorfbewohner wird je die schicksalsschwere Stunde in Vergessenheit kommen, als der schrille Ton der Ortsschelle erklang und der Inhaber der hiesigen Poststelle den Mobilmachungsbefehl verlas. Dem ersten Schrecken wich bald eine ruhige Gefasstheit, setzte doch jeder sein Vertrauen auf Gott, die gerechte Sache und unser mächtiges Heer.*⁸ Auch die Schulchronik von Schrecksbach weiß nichts von Jubel und Begeisterung: *Sichel und Sense mußten viele mit den Waffen vertauschen. Alles half nun, die Ernte einzubringen. Auch die Oberklasse mußte tüchtig mithelfen.*⁹

Während der Mobilmachungswochen hatte Lehrer Otto Katzwinkel durch seine Frankenhainer Schüler Lebensmittel für die ausziehenden Soldaten sammeln und an den Bahnhof in Treysa bringen lassen. Die Stadt war zu einer großen Verpflegungsstation geworden. Im Gasthaus »Zur Burg« und im Bahnhofshotel wurde Eintopf gekocht und von jungen Damen an die Soldaten verteilt. In der Ziegenhainer Löffelfabrik hatte man Löffel besorgt, die die Soldaten für einen Groschen als Erinnerung behalten durften. Die Schwälmer Bauern brachten Körbe mit Wurst, Speck, Brot und Butter.¹⁰ Davon berichtet auch die Wasenberger Schulchronik, geführt in dieser Zeit von Lehrer Claus-Heinrich Glintzer: *Es wurden für die durchziehenden Truppen große Mengen Brot, Wurst, Speck, Eier von den Einwohnern gesammelt und nach Treysa teilweise an Fabrikbesitzer Helwig und teilweise an Metropolitan Brand verabfolgt. Hier wurden diese Gaben zu belegten Broten von Frauen und Mädchen geschnitten und an die täglich durchziehenden Truppen [...] verteilt. [...] An acht Wagen Nahrungsmittel [...] wurden an oben genannten Stellen abgeliefert.*¹¹

7 Die Frankenhainer Schulchronik befindet sich in Privatbesitz. Ich danke Horst Hagenauer für die Möglichkeit der Benutzung.

8 Die Loshäuser Schulchronik befindet sich in der Grundschule Loshausen.

9 Mit Oberklasse sind die älteren Schülerjahrgänge gemeint. Die Schrecksbacher Schulchronik befindet sich in der Grundschule Schrecksbach.

10 Siehe: Ortsdiener riefen Mobilmachung und Kriegsbeginn aus. Betagte Leserinnen und Leser erinnern sich an Ereignisse vor 75 Jahren, Schwälmer Allgemeine / Schwalmbote vom 29. Juli 1989.

11 Die Wasenberger Schulchronik befindet sich in der Grundschule Loshausen.

Über solche Opferbereitschaft schreibt auch Heinrich Katzwinkel, der Vater von Otto Katzwinkel, in der Schulchronik von Gilsa: *Mehrmals wurden auch von unserem Dorf aus die durchfahrenden Truppen auf dem Bahnhof in Zimmersrode gespeist. Bei einer solchen Gelegenheit wurden hier für diesen Zweck über 30 Kuchen gebacken. Ferner wurde zum Wohl der Truppen noch gespendet. »Wurst, Speck, Butter, Brot und Zigaretten«. Die Esswaren wurden morgens gegen 4 Uhr auf einem Leierwagen nach Zimmersrode auf den Bahnhof gebracht.*¹²

Auch in der Folgezeit wurden die Soldaten von der Heimat versorgt. Frau Katzwinkel hatte im November 1914 in Frankenhain einen Strickabend eingeführt. Junge Mädchen und Frauen kamen regelmäßig zusammen, um Strümpfe für die Soldaten zu stricken. Auch der Handarbeitsunterricht bestand ausschließlich aus Strümpfe stricken. Ebenso wurde in Gilsa verfahren. Dort wurde diese Arbeit aber nach Weihnachten wegen *Petroleumkalamität* beendet.¹³

In Frankenhain veranstaltete Otto Katzwinkel am 6. Dezember 1914 im Schulsaal mit seinen Schülern eine *patriotische Feier zum Besten der Krieger Frankenhains. Es wurden von den Kindern Deklamationen, Gesänge und theatrale Aufführungen geboten. Der Eintrittspreis betrug im mindesten Falle 20 Pf., sonst richteten sich die Gaben nach Herz und Geldbeutel. Der Abend verlief ungestört. Es kamen 22 M. ein. Es wurden für dies Geld Schokolade, Briefpapier und Zigarren für Frankenhains Krieger gekauft und versandt. Dieselbe Feier nahm ich mit meinen Schülern zum Wohl des Roten Kreuzes und der Marine auch in Gilsa vor.*¹⁴ Die Weihnachtsfeier 1914 wurde in Frankenhain *dem Ernst der Zeit entsprechend*¹⁵ abgehalten.

»Lebensmitteldiktatur«¹⁶

Der *Ernst der Zeit* stellte sich ein, weil das vielfach versprochene Ende des Krieges zu Weihnachten ausblieb und erste Versorgungsengpässe sich bemerkbar machten. Das Deutsche Reich war weder auf einen längeren Krieg noch auf eine Wirtschaftsblockade vorbereitet, obwohl ein Drittel des Nahrungsbedarfs in den Jahren 1911 bis 1913 aus dem Ausland eingeführt werden musste. Man glaubte die Ernährung durch Lieferungen aus den neutralen Staaten und den Zugriff auf Belgien und Frankreich gewährleisten zu können. Das Thema Hunger war zwar in den Medien verpönt, aber schon bald wurde die Bevölkerung zu Einfachheit und Sparsamkeit ermahnt, für Ersatzstoffe geworben und Kochbücher für die Kriegsküche empfohlen. Es blieb nicht bei Empfehlungen.

Die Dorfchronik von Allendorf (zu Frielendorf gehörig) weiß zu berichten: *[...] am 28. Oktober 1914, ordnete die Regierung an, daß zur Streckung der Mehlvorräte ab 1. Dezember 1914 nur noch Roggenbrot gebacken werden durfte, das 5 bis 20 Hundertteile Kartoffel (Kartoffelmehl, Kar-*

12 Zit. nach: Rainer SCHERB: Der 1. Weltkrieg im Spiegel der Schulchronik, in: Gilsa 1209 bis 2009. Mosaiksteine einer 800jährigen Dorfgeschichte, S. 253–263, hier S. 254.

13 SCHERB: 1. Weltkrieg (wie Anm. 11), S. 257.

14 Eintragung vom 12. Dezember 1914.

15 Eintragung vom 2. Januar 1915.

16 Zum Begriff »Lebensmitteldiktatur« vgl. Wolfgang U. ECKART: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn 2014, S. 18 u. S. 273 ff.

toffelflocken, Kartoffelstärkemehl, gequetschte oder geriebene Kartoffeln) enthält. Gleichzeitig wurde den Bauern verboten, Roggen oder Weizen zu schrotten und an das Vieh zu verfüttern. Vom 19. Januar 1915 an erschien in jeder Zeitungsausgabe der Hinweis: »Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande und macht sich strafbar.« Schließlich wurde am 28. Januar das restliche Brotgetreide auf den Bauernhöfen beschlagnahmt und den Kommunalverbänden zwecks gerechter Verteilung an die Bevölkerung übergeben. Lediglich das Saatgetreide und die erlaubte Zuteilung für jede auf dem Hof beschäftigte Person blieben auf den Getreideböden zurück.¹⁷

Lehrer Konrad Schmidt notierte unter dem 25. Januar 1916 in der Loshäuser Schulchronik: *Heute vor einem Jahr wurde das Getreide beschlagnahmt. Die Brotkarte ist wohl die segensreichste von allen wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen. Überall hört man nur Zufriedenheit über diese Einrichtung äußern. So brauchen wir wenigstens für das liebe tägliche Brot keine sündhaft teuren Kriegspreise zu bezahlen: 16 Pfennige für das Pfund. Otto Katzwinkel in Frankenhain kommentierte: Brotkarten wurden von der Ortspolizei herausgegeben. Anfangs konnte man sich nicht an diese neuen Verhältnisse gewöhnen. Das eiserne »Muß« lenkte jeden in seine Schranken.*¹⁸

Otto Katzwinkel weiß auch zur oben genannten Petroleumkalamität folgendes zu berichten: *Als die russischen Truppen bei ihrem Vorgehen die Petroleumquellen beschlagnahmten, entstand gerade in den Monaten Januar und Februar [1915] eine Petroleumnot. Wenn der Petroleumwagen von Treysa an der Kaufmannschaft von Johs. Ferreau hierselbst vorfuhr, wurde das ganze Haus belagert von Frauen und Kindern mit Kannen und Flaschen. Manche Leute im hiesigen Dorfe brannten des Abends Talglichter oder benutzten auch die alten Öllampen, die seither ihr Dasein unter Großväter Hausrat in der Dachkammer gefristet hatten. Geringe Leute besorgten am Tage meistens ihre Geschäfte und legten sich in oben genannten Monaten um 7 Uhr ins Bett.*¹⁹

Katzwinkel streute immer wieder Lebensmittelpreise in seine Eintragungen ein. Unter dem 22. Mai 1915 findet sich folgende kleine Tabelle:

| | | Früher | Jetzt |
|-----------|--------|--------|--------|
| Petroleum | 1 Ltr. | 20 Pf. | 50 Pf. |
| Reis | 1 Kg | 20 Pf. | 60 Pf. |
| Gries | 1 Kg | 30 Pf. | 60 Pf. |
| Brot | 1 Kg | 24 Pf. | 32 Pf. |

Wegen fehlerhafter Berechnungen der zur Verfügung stehenden Futterkartoffeln für Schweine durch kaiserliche Statistiker und Ernährungswissenschaftler, die einen Fehlbestand feststellten, kam es zwischen Dezember 1914 und April 1915 zur Schlachtung von etwa neun Millionen Schweinen. Resultat dieser als »Schweinemord« in die Literatur eingegangenen Aktion war der »dauerhafte Verlust der Fettreserve und eine dramatische

17 Zit. nach: Georg JUNKER und Gerhard MAI: Chronik Allendorf – Texte und Bilder zur Geschichte eines Dorfes in der »Schmalzgrube«, Frielendorf 1992, S. 151.

18 Eintragung vom 22. Mai 1915.

19 Eintragung vom 22. Mai 1915. Frankenhain erhielt erst am 18. April 1921 elektrisches Licht. Vgl. Horst HAGENAUER: Zur Geschichte der Volksschule in Frankenhain/Schwalmsstadt. Wiss. Hausarbeit zum Ersten Staatsexamen, Gießen 1977, unveröffentlicht, S. 9.

Fleischverknappung«²⁰. Da alle Ermahnungen zur Fleischenthaltsamkeit nicht fruchteten, wurde am 28. Oktober 1915 ein Verkaufsverbot für Fleisch und Fleischwaren dienstags und freitags erlassen. Schließlich wurde im Oktober 1916 die Reichsfleischkarte eingeführt, die den Erwerb von 250 Gramm Fleisch pro Kopf und Woche festlegte.

Konrad Schmidt trug unter dem 13. November 1915 in die Loshäuser Schulchronik ein: *In dieser Woche erschien eine Verordnung über die Beschlagnahme aller Öle und Fette durch einen Kriegsausschuss, der die Verteilung regelt. In den großen Städten werden besondere Milchkarten eingeführt.* Einen Tag später wies er die Behauptung zurück, das deutsche Volk sei erschöpft. Er schreibt, es sei sicher wahr, *dass wir sehr angespannt sind und viele persönliche und sachliche Opfer bringen. Aber es ist offenbar unwahr, dass wir nicht noch ein Jahr aushalten können, wenn es sein muss.* Bekanntlich mussten die Menschen noch drei Jahre bei immer schlechter werdender Versorgung aushalten.

Verglichen mit den »Liebesgaben« zu Beginn des Krieges fielen die Geschenke zu Weihnachten 1915 bereits bescheidener aus: *Wir schickten in dieser Woche jedem Loshäuser Krieger ein Pfundpäckchen als Weihnachtsgeschenk mit folgendem Inhalt: 10 Zigarren, 1 Blechdose (1 Kännchen) Kognak, 6 Würfel Zucker, 2 kleine Kerzen, 1 kleines Päckchen Rauchtobak, 1 Päckchen Briefpapier, 1 Weihnachtspredigt und oben darauf legten wir 1 Tannenzweiglein sowie eine kleine Widmung, von den Schulkindern geschrieben.* In Frankenhain feierte man den Jahreswechsel 1915/16 *diesmal still und dem Ernst der Zeit entsprechend.* Otto Katzwinkel teilte am 22. Januar 1916 mit: *Erhöhte Preise: Schweine, der Zentner Schlachtgewicht kostet 140 Mark, früher 70–80 M. zuweilen auch 65–70 M.*

| Früher: | | Jetzt: |
|---------|----------------|--------|
| 0,45 M. | ½ l. Samenfett | 2 M |
| 0,20 M. | ½ kg. Reis | 0,75 M |
| 0,35 | ½ kg. Seife | 1,00 M |
| 0,40 | ½ kg. Nudeln | 0,80 M |

Da es bei uns jedenfalls an Nußbaumholz zu Gewehrschäften fehlt, so wurde gestern am 21.1.16 die Beschlagnahme aller Nußbäume, die 1 m über der Erde 1 m Umfang und mehr haben, bekannt gegeben. Um dem unnützen Verbrauch von Brotgetreide Einhalt zu gebieten, wurde von der Behörde festgesetzt, daß jetzt auf den Kopf der Bevölkerung nicht mehr 20 sondern 18 kg Brot im Monat kommen.

Der Loshäuser Schulchronik ist zu entnehmen: 7. April 1916. *In den Großstädten beginnt jetzt die Versorgung mittels Feldküchen.* 11. April. *Eine Reichszuckerstelle wird eingerichtet und die Vorräte durch Zuckerkarten verteilt.* 25. April. *Ein preussischer Erlass verbietet die Hausschlachtungen bis zum 1. Oktober.* 28. April. *In Berlin sind vor den Ostertagen unerhörte Preise für Fleisch gezahlt worden, für Kalbsschnitzel z. B. 7,50 M! 1. Mai. Für Butter z. B. hatte Marburg mit 3,80 M das kg den niedrigsten und Spandau mit 5,68 M den höchsten Preis.*

Am 22. Mai 1916 wurde das Kriegsernährungsamt gegründet. Die damit verbundenen großen Hoffnungen auf eine zentrale »Lebensmitteldiktatur« erfüllten sich allerdings wegen der Regelungsrechte der Länder und des Kriegsministeriums nicht. Die Preise galoppierten weiter davon. Die Frankenhainer Schulchronik nennt folgende Preise am 10. Juni 1916:

²⁰ ECKART: Medizin (wie Anm. 15), S. 282.

| | Früher (i. Jahre 1913) | Jetzt |
|----------------|------------------------|---------------------------|
| 1 l. Samenfett | 0,80 M | 5 M. |
| 1 kg Seife | 0,70 M | 5 M. |
| 1 kg Butter | 2,20 M | 3,20 M (in Cassel 4,50 M) |
| 1 Steige Eier | 1,30 M | 2,50 M (in Cassel 3,50 M) |

Der Lehrer in Nausis kommentierte die Bemühungen der Politik bezüglich der Ernährung patriotisch positiv. *Die der Gemeinde auferlegten Lieferungen (Heu, Stroh, Hafer, Korn usw.) erfolgen pünktlich, weil jeder von der Notwendigkeit derselben überzeugt ist. Besonders drückend wurden die Maßnahmen nach Einsetzung des Kriegsernährungsamtes, das, um den Lebensmittelmangel in den Großstädten und Industriegegenden entgegen zu wirken, zeitweise scharfe und tiefeinschneidende Bestimmungen erlassen musste. [...] Butter-, Brot- bzw. Mahl-, Zucker-, Fleisch-, Seifen-, Eier-, Petroleum-, Milchkarten oder Marken regeln den Verbrauch dieser Dinge. Da ist manche Einschränkung geboten, aber die Fälle sind ganz vereinzelt, wo ein Verstoß gegen diese Vorschriften vorkommt.*²¹

Konrad Schmidt, der die Loshäuser Schulchronik immer mit dem Blick über den Teller- rand führte, notierte: 8. Juni 1916. *Die Massenspeisungen in den großen Städten bürgern sich immer mehr ein. In Berlin kostet ein Gericht von 1 Liter 30 Pfennige. 3. Juli. Die Ernährung der Großstädter bereitet allerlei Schwierigkeiten. In Berlin z. B. ist die Kartoffelration auf 3 Pfund für die Person und Woche heruntergesetzt worden. 23. Juli. Die Fettnot spürt man nun auch hier auf dem Land. So wird z. B. die Seifenknappheit immer schlimmer und die Seife teurer. In Zukunft soll da auch eine gerechte Verteilung stattfinden. Seife zum Waschen der Wäsche gibt es überhaupt nicht mehr, sondern nur noch Seifenpulver.* Lehrer Auel berichtet zum Thema Fettnot in der Chronik für die Schule zu Nausis: *Um die allgemeine Fettknappheit etwas zu vermindern, wurde durch Vermittlung des Hessischen Volksschullehrervereins Sonnenblumensamen an die Kinder verteilt, und man sah dann im Sommer und Herbst [1916] fast in jedem Gärtchen die riesigen Sonnenblumen ihre prächtigen Tellerblüten entfalten. So konnte der Obige einen solchen von 46 cm Durchmesser in Nausis feststellen.*

Auf den Dörfern wurden nun Stadtkinder einquartiert: 10. Juli 1916. *Heute haben wir hier in Loshausen 19 Kinder aus Kassel als «Ferienpatenkinder» untergebracht, nachdem wir ihnen schon vor einiger Zeit Quartier gemacht hatten. Sie sollen hier ihre Sommerferien erleben, den Leuten bei der Arbeit zur Hand gehen und so die schwere Mühe unserer Leute in der Erntezeit kennen lernen, aber auch, und das ist der Hauptgrund, sich bei gesunder Kost und frischer Luft gut erholen.* Auch Röllshausen nahm im Sommer 1917 38 Patenkinder auf: *Ernste Sorgen regen sich wegen der immer knapper werdenden Nahrungsmittel. Gelingt es uns, die drei kritischsten Monate April, Mai, Juni zu überstehen, so können wir aufatmen. Um dieser großen Gefahr zu begegnen, werden überall energische Abwehrmaßnahmen getroffen. Diese zu besprechen, wurde den Pfarrern und Lehrern der Kreise Frankenberg, Fritzlar, Homberg, Kirchhain, Marburg und Ziegenhain ein sehr interessanter Vortrag gehalten [am 29. März 1917 in Marburg]; anschließend fand eine Besprechung, ein Austausch der Meinungen statt. Im Brennpunkt des Interesses stand die Frage über Unterbringung der Großstadtkinder auf dem Lande. Es soll in dieser Hinsicht vom Staate Zwang ausgeübt werden. Unser Dorf Röllshausen erhält 38 Kinder aus den Industriezentren Westfalens. Außerdem haben sich noch verschiedene Leute freiwillig zur Aufnahme weiterer*

²¹ Schulchronik für die Schule zu Nausis, S. 64 f. Die Schulchronik von Nausis befindet sich in der Grundschule Neukirchen.

*Kinder gemeldet. Die Kinder sind im Alter von 8–14 Jahren. Da sie bis zur nächsten Ernte hier bleiben, müssen sie auch die hiesige Schule besuchen.*²²

Die Ernährungskrise erreichte im Winter 1916/17 einen neuen Höhepunkt. Wegen schlechter Witterung und einer Kartoffelfäulnis wurde nur die Hälfte der sonstigen Ernte erzielt. Als Ersatz wurden Nährwert arme Steckrüben angeboten. Der Hungerwinter 1916/17 kam für die Bevölkerung unerwartet und zehrte an ihrer physischen Widerstandskraft. Da es kriegsbedingt an menschlicher und tierischer Arbeitskraft für die Feldarbeit mangelte und Düngemittel nahezu fehlten, fiel auch die Getreideernte des Jahres 1917 extrem schlecht aus. So folgte auf den Hungerwinter ein Hungersommer.

In Röllshausen und anderen Dörfern der Schwalm tauchten immer mehr so genannte Hamsterer auf: *Die Ernte 1916 ist glücklich unter Dach und Fach. Außer mit der schlechten Kartoffelernte sind die Leute mit den übrigen Erträgen zufrieden. In der letzten Zeit nahm ich mit Erstaunen wahr, wie sich in unserem Dörflein lebhafter Fremdenverkehr entwickelt. Männer, Frauen und Kinder kommen, mit mächtigen Reisekörben bewaffnet, zu uns, um die in ihrer Siegener Heimat so knapp gewordenen Lebensmittelvorräte zu ergänzen. Die Leute gaben anfänglich gerne und viel. Selbst Eisenbahnbeamte dortiger Gegend bekamen Sinn für die Schönheit des Landes. – Im Dezember ereignete sich folgender Vorfall: Ein Westfälinger kaufte Lebensmittel aller Art auf, wie Speck, Eier, Butter, Erbsen. Alle diese Herrlichkeiten ließ er sich auf einem Wagen auf unsern Bahnhof Zella fahren, wo er zufällig einen verdeckten, leeren Güterwagen fand. Ohne überhaupt dem dort die Aufsicht führenden Herrn Rim etwas zu sagen, wurde der Wagen mit den Lebensmitteln beladen und nicht, wie es seine Bestimmung war, mit Stroh für das Militär. Zwei feste Vorhängeschlösser sollten die kostbare Ladung hüten. Zum Glück kam noch rechtzeitig unser Wachtmeister hinzu, der alles beschlagnahmte. Hier im Dorf ist man allgemein der Ansicht, daß es sich um einen Kriegswucherer handelt, der das hier Gekaufte zu Wucherpreisen, womöglich als »Auslandsware« weitergibt. [...] Daß die Bauern hiesiger Gegend mit dem immer höheren Preisangebot immer habgieriger wurden, die Notlage ihrer Volksgenossen hartherzig ausnutzend, beweist folgender Vorfall. Ein Siegener bietet für ein Pfund Speck – das kostet in der Stadt etwa 2,50–5 M–9 M. Der Handel scheiterte, der Bauer aus dem Nachbarorte Holzburg will 10 M haben. Für 1 Pfd. Speck 10 M! Der Fall soll zur Anzeige gebracht worden sein. Aus unserm Dorfe ist mit nur ein solcher Fall bekannt. Hier verkaufte ein Mann das Pfund allerschlechtesten Erbsen – ein Pfund guter Erbsen kostet augenblicklich 0,24 M – für 0,80 M. Die Aufkäufer sind aber auch selber Schuld. Sie nehmen jede Ware und bezahlen jeden Preis.*²³

In der Loshäuser Schulchronik ist zu lesen: *6. Dezember 1916. Die Ernährungsschwierigkeiten werden immer größer. Häufig kommen jetzt Leute aus dem Siegerland, um sich das Notwendigste für den Lebensunterhalt zu holen. Die Hausschlachtungen werden jetzt von einer Speckabgabe »Hindenburgspeck«, die den Schwer- namentlich den Munitionsarbeitern zugutekommen soll, abhängig gemacht. [...] 6. März 1917. Häufig kommen jetzt Kasseler und Frankfurter, um sich etwas für den Hunger zu holen, besonders sonntags früh sieht man namentlich wieder Kasseler Kinder. 5. April. Die Zwangswirtschaft schlägt den ganzen Handel nach und nach in Banden. Unsere bekannten und bei den Kasseler so beliebten Butterhändler fahren nicht mehr zum Wochenmarkt am Königsplatz nach Kassel, da sämtliche Eier und Butter an besondere Sammelstellen abgeliefert werden müssen. Eine derartige Sammelstelle befindet sich bei dem Molkereibesitzer Johannes Weckesser, der dadurch ein vorzügliches Geschäft macht.*

²² Schulchronik Röllshausen, S. 27. Die Schulchronik von Röllshausen befindet sich in der Grundschule von Schrecksbach.

²³ Schulchronik Röllshausen (wie Anm. 21), S. 37–39.

[...] 18. April. In Berlin ist ein großer Streik gewesen. 210 000 Arbeiter haben wegen Unzufriedenheit mit der Ernährungsregelung, Herabsetzung der Brotration usw. gestreikt. [...] 3. Juni. Auch in diesem Jahr haben wir hier wieder Vorbereitungen zur Aufnahme von Kasseler Kindern in den Ferien getroffen. Die Loshäuser Schulchronik bricht hier ab, weil Lehrer Konrad Schmidt eingezogen wurde und in englische Gefangenschaft geriet.

Die Chronik Allendorf weiß von einem schwierigen Jahr 1917: *Es war im Jahr 1917, so berichtete eine Zeitzeugin, selbst auf den Bauernhöfen der Hunger kein Unbekannter, weil die Kartoffelernte im Herbst 1916 ein sehr schlechtes Ergebnis lieferte, das zudem noch durch den strengen Frost des nachfolgenden Winters dezimiert wurde. In dieser Situation nahm der Diebstahl von Feldfrüchten, Gemüse, Obst, Geflügel und Eiern stark zu, und die Viehhalter schreckten vor Schwarzschlachtungen und zu niedriger Ernteabschätzung nicht zurück, obwohl auf diesen Vergehen harte Strafen standen.*²⁴

Auch in Frankenhain war Lehrer Otto Katzwinkel vom 22. Juni 1916 bis zum 28. Mai 1918 eingezogen. Nach seiner Rückkehr trug er unter dem 26. Juli 1918 in die Schulchronik ein: *Infolge der Nahrungsmittelnot kommen oftmals Kinder von Kassel selbst in hiesige Gegend und in hiesigen Ort und bitten um Brot und andere Lebensmittel. Zwei Tage später machte er ungewöhnlich umfangreiche Aufzeichnungen: Da unser Dörfchen in letzter Zeit nicht das nötige Quantum Butter abliefern konnte, wurde durch Verfügung des Landratsamtes Ziegenhain hierselbst die Zentrifugen bis auf 2 polizeilich geschlossen. Selbst während der Ferienzeit wird hier die Sammlung von Laubheu fortgesetzt. Am 28. Juli sind von hiesigen Schulkindern 120 Flaschen der Sammelstelle in Treysa abgeliefert worden. Zurzeit weilen mehrere Ferienpatenkinder hier. [...] Wie selbst in unserem Ort die Nahrungsmittelknappheit ist, beweist der Fall, daß vor einigen Wochen 3 Frauen von hier in die Nachbardörfer gehen mußten, Brot und etwas Butter zu kaufen, um die hungrigen Mäuler ihrer Kinder zu stopfen. Es ist nicht nur der innigste Wunsch der jetzigen Generation sondern auch heilige Pflicht der Nachwelt, beim Lesen dieser Zeilen, in ernster, schwerer Zeit geschrieben, sich dessen bewußt zu werden, welche Bedrängnis wir auch um ihretwillen erdulden mußten, um aus- und durchzuhalten. Wenn früher für jeden der Tisch reichlich gedeckt war, so heißt jetzt die Losung: »Entbehren und entsagen!« Geschrieben in eiserner Zeit! [...] Mehrere Familien bekommen von ihren Angehörigen, die als Soldaten im besetzten Gebiet (Rußland, Rumänien, Frankreich und Belgien) weilen, Paketchen mit Seife, allerlei Fettigkeiten, Mais und Maismehl und Brot gesandt. Diese »Schiffchen« dürfen 20 Pfd. Aus militärischen Gründen (Überlastung der Bahn) nicht übersteigen.« Am 7. Oktober notierte er: »Die Getreideernte ist in diesem Jahr im allgemeinen mit »gut« zu bezeichnen. Infolge der anhaltend kühlen Temperatur in diesem Sommer ist eine Verzögerung der Ernte eingetreten, so daß zum Beispiel erst gegen den 10. Oder 12. August die letzten Roggenfuhrer eingebracht wurden. Zurzeit werden noch Weizen und Hafer eingefahren. Das Ausdreschen mit der Dreschmaschine geschieht unter polizeilicher Aufsicht. (Wegen der Ablieferungsmaßnahmen.)*

An eine Fortsetzung des Krieges war nicht zu denken

Nach Beendigung der Kampfhandlungen hatte Frankenhain mehrmals Einquartierungen von zurück marschierenden Truppen zu überstehen. Otto Katzwinkel beobachtete sehr genau: *Der Mangel an Rohmaterial nahm in letzter Zeit der Art zu, daß auch der Laie einsah, daß an eine weitere Fortsetzung des Krieges nicht zu denken war. So müssen beispielsweise hier viele Kinder zurzeit bei*

24 JUNKER und MAI: Chronik Allendorf (wie Anm. 16), S. 151.

der schon rauhen Witterung Holzschuhe tragen. (Holzpantoffeln, wie sie zum Beispiel in der Rhön gearbeitet werden). Ebenso wird sich in der sonstigen Kleidung recht mangelhaft beholfen. Viele Erwachsene tragen Militärschuhe oder Militärstiefel, welche sie aufirgend eine rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise erstanden haben. Überall sieht man in den Haushalten oder auch in der Kleidung ehemaliges Militärgut, Jungen haben Hosen und Jacken, deren Stoff ehemals Sandsäcke oder Zelttücher waren, Mädchen tragen Schürzen oder Kleider von demselben Stoff usw. Am 8.12.18 erhielt unser Dörfchen wieder Einquartierung. Gegen 4 Uhr nachmittags rückte die 9. Batterie des 82. Feldartillerieregiments in Frankenhain ein. Der Geschütz- und Wagenpark wurde auf der Wiese neben dem Friedhofe aufgestellt. [...] Diese Truppe wie auch die vorige machte den Eindruck, als wenn sie eine recht lange und schwere Leidenszeit hinter sich hatten. Den Pferden war's so schwach im Magen, fast mußte der Reiter die Mähre tragen. Die Tiere sahen abgetrieben und ausgehungert aus. Dasselbe galt auch von den Soldaten. [...] Daß sie hier und da in den Familien Ungeziefer besonders Läuse zurückgelassen, ist weiter nicht verwunderlich aber unangenehm. Diese Tierchen werden wohl bei uns in Deutschland erst nach Friedensschluß verschwinden. Die Soldaten können vor Ungeduld den Tag ihrer Entlassung nicht erwarten. Einige hatten sich schon von hier von der Truppe entfernt, und sind auf eigne Faust in die Heimat abgereist. Die alte straffe militärische Disziplin ist gewichen. Jeder hat nur einen Gedanken: »Noch vor dem Weihnachtsfest zu Hause zu sein!« Heute morgen um 8 Uhr rückte die Truppe wieder ab. Ihr nächstes Ziel war Stolzenbach bei Zimmersrode.²⁵

Am 13. Dezember 1918 teilte er noch einmal die aktuellen Preise mit. Bei der enormen Teuerung zurzeit folgende Preisangaben:

| Jetzt | | Früher (vor dem Krieg) |
|-----------------|----------------------|------------------------|
| 60 Pf. – 1,20 M | 1 Zigarre | 6–10 Pf. |
| 5–20 M | 1 Pfund Butter | 1–1,10 M |
| 60–80 M | 1 Paar Schuhe | 12–15 M |
| 3 M | 1 Pfund Walnüsse | 0,30 M |
| 40–60 M | 1 Zentner Äpfel | 5–8 M |
| 6–10 M | 1 Zentner Kartoffeln | 1,50–2 M. |

An diesem Tag erlebte Frankenhain die dritte Einquartierung zurück strömender Truppen, die fast zwei Wochen dauerte. Aus Mangel an Beleuchtungsmaterial sei die Jahreswende von den meisten hiesigen Einwohnern schlafend im Bett verbracht²⁶ worden.

Der Krieg aus der Perspektive des Schützengrabens

Werfen wir nun einen Blick auf die Schwälmer Soldaten. Wie erleben sie den Krieg, was wissen sie von den Nöten der Heimat, was teilen sie von ihren Erlebnissen mit?

Von dem Maschinengewehrschützen Unteroffizier Heinrich Kuhl aus Christerode, geboren am 12. Mai 1888, ist ein Tagebuch erhalten.²⁷ Er bekam am 1. August 1914 den Ge-

²⁵ Eintragung vom 12. Dezember 1918.

²⁶ Eintragung vom 2. Januar 1919.

²⁷ Das Tagebuch von Heinrich Kuhl befindet sich in Privatbesitz. Ich danke Frau Helga Völker, Oberaula, für die Möglichkeit der Benutzung.

stellungsbefehl und nahm Ende des Monats an dem Vordringen in Frankreich auf der Höhe von Metz teil. Der erste Auszug schildert ungeschönt, da Tagebücher ja nicht der Zensur unterlagen, wie er die heftigen Abwehrkämpfe der Franzosen erlebte. Die Rede ist auch von Nachtmärschen, Hunger, Leben in Löchern und Todeserfahrung.

Montag, den 24. [August 1914] 3,30 Uhr wecken. Um 10,30 Uhr Abmarsch ohne etwas gegessen zu haben und kommen um 4 Uhr nachmittags in Jallaucourt an. Es ist eine schreckliche Hitze. Hier sehen wir den ersten französischen Gefangenen. Dienstag, den 25. um 4 Uhr morgens wecken und zum Abmarsch bereit halten. Nachmittags 2,10 Uhr Alarm und gleich Abmarsch. Wir kommen dem Kanonendonner immer näher. Unterwegs schlagen 100 m vor uns in ein Gehölz Granaten ein und wir sehen zum erstenmal die Wirkung dießer Dinger. Wir überschreiten 4,10 nachmittags die Grenze und kommen um 9 Uhr Abends ins erste französische Dorf Sorneville, wo wir den ersten Wein trinken und manche thun dem guten zuviel. Mittwoch den 26. morgens 3,30 wecken und gleich Abmarsch. Unterwegs im dunklen Walde erhalten wir das erste feindliche Inf. Feuer. Um 7 Uhr machen wir hinter einer Höhe halt. Feindliche Flieger kreuzen über unserer Stellung und bald kommen Granaten und Schrapnell an. Ein Schrapnell oder Granate sauste über mir durch die Äste, dass kleine Zweige auf mich fielen. Das war die Feuertaufe.

Wir hielten die Stellung bis nachmittags 5 Uhr, wo wir abmarschierten. Wir wurden von Granaten begleitet aber ohne Erfolg. Wir kamen gegen 9 Uhr Abends wieder in Sorneville an, wo uns eine alte Frau aus Angst die Hand reichte. Dienstag [richtig wäre Donnerstag], den 27. August um 11,30 Nachts ohne geschlafen zu haben wieder Abmarsch. Wir marschieren die Nacht durch und machen in dem Dorf La-Bisange – Grande (Bezange-La-Grande) halt und schlafen eine Zeitlang auf der Straße bis es hell ist.

Dann heben wir außerhalb des Dorfes auf einer Höhe Schützengraben aus und besetzen dieselben. Es regnet den ganzen Tag und die Nacht. Freitag, den 28. im Morgengrauen wird eine Strecke weitermarschiert und von neuem Schützengraben ausgehoben.

Große, schwere Unterstände werden gebaut und das erforderliche aus dem Dorf geholt. Samstag, den 29. bleiben wir in dießer Stellung und marschieren um 6 Uhr Abends ab und kommen gegen 8 Uhr in einen Wald wo wir Biwak beziehen.

Sonntag, den 30. bleiben wir hier liegen. Das Wasser wird 20 Minuten weit bei einer alten Kapelle geholt. Montag, den 31. morgens um 3 Uhr wecken und marschieren um 5 Uhr ab und besetzen um 6 Uhr einen Waldrand und graben uns ein. Die Entfernung zum gegenüberliegenden Waldrand beträgt 400 m. Hier zeigen sich feindliche Patrouillen. Gegen 4 Uhr nachmittags erhalten wir heftiges Artl. Feuer. Wir bleiben die ganze Nacht wach in der Stellung liegen.

Dienstag, den 1. September morgens 5,30 Uhr rücken wir ab und überschreiten wieder die Grenze. Wir kommen um 10 Uhr bei Chambrey an. Hier bleiben wir liegen. Abends um 11 Uhr erhalten wir die ersten Postsachen im Feld und beim Biwaksfeuer ist Löhnungsappell.

Mittwoch den 2. um 5 Uhr wecken und von 6 Uhr ab schanzen. Es werden hier schwere 21 cm Geschütze in Stellung gebracht. Im Laufe des Tages baden wir in der Sellje (Seille).

Donnerstag den 3. morgens um 4 Uhr Abmarsch. Wir marschieren eine Stunde und bleiben den ganzen Tag liegen, bei unserer Fußartl. welche einen Fesselballon steigen lässt. Abends gehts wieder unters Zelt. Freitag den 4. morgens 5 Uhr wecken und um 8,30 Uhr Abmarsch. Wir kommen wieder über die Grenze und marschieren durch das Dorf Monsel (Moncel-sur Seille), wo die Franzosen eine Brücke gesprengt haben, welche aber von unseren Pionieren wieder repariert worden ist. Auf der jenseitigen Höhe graben wir uns ein. Wir bleiben den ganzen Tag hier. Abends 7,30 Uhr ist Abmarsch und das bereits fertig gekochte Essen wird im Stich gelassen. Wir marschieren 1 1/2 Stunde und graben uns die Nacht durch ein, in sehr steinigem Boden. Wir wurden gestört durch heftiges Gewehrfeuer.

Die Kugeln pfeifen uns um die Ohren. Einer muß sein junges Leben lassen. Das Feuer läßt nach und wir arbeiten weiter, weil wir sobald es hell ist Artl. Feuer erhalten werden. In dem 50 m entfernten Dorf schlagen schon die Granaten in die Häuser. Sonnabend den 5. morgens um 6 Uhr verlassen wir die Stellung. Links von uns tobt die Schlacht. Wir erhalten Schrapnellfeuer und müssen mehrmals Laufschrift machen, über Äcker und Wiesen. Wir kommen vor einen Wald und bleiben wegen dem heftigen Feuer, das uns aus dem Wald entgegenschlägt liegen. Es werden viele Verwundete aus dem Wald gebracht. Wir marschieren in den Wald, setzen die Gewehre zusammen und legen Gepäck ab. Jeder denkt jetzt an ein bisschen Ruhe. Da, auf einmal ein unheimliches Sausen und Schrapnell auf Schrapnell kommt heran. Es werden mehrere verwundet, auch unser Feldweibel. Es ist 12 Uhr mittags. Wir graben uns ein. Fürchterlich tobt der Artilleriekampf. Und dazwischen hört man das Jammern der Getroffenen. Sonntag den 6. morgens 5 Uhr werden wir aus dem Wald geführt und es wird Kaffee geholt. Kaum zurückgekehrt fängt der Art. Kampf von neuem an. Abends um 5 Uhr kommt der Befehl: Kompanie sofort zurück! Wir marschieren geschlossen. Plötzlich kommt scharenweise Schrapnellfeuer. Der Befehl geht durch: Marsch-Marsch. Schwärmen und links am Waldrand sammeln. Wir werden von dem Feuer verfolgt. Am Abhang vor dem Wald bivakten wir die Nacht. Montag, den 7. morgens 2.30 Uhr Abmarsch. Wir marschierten durch den Wald mit aufgefplantem Seitengewehr ungefähr 2 Stunden und wir schanzten uns. Es war der unvergessliche Wald Schambinu (Foret de Champenoux). Wir liegen den ganzen Tag im Artl. Feuer. Dienstag, den 8. morgen 5.30 Uhr fertig machen. Der Feind hat einen Vorstoß geplant. Ich erhalte vom Zugführer den Befehl: Mit drei Mann den Waldweg entlang zu gehen und zu sehen was da los ist. Von dort hört man heftiges M. G. und Inf. Feuer. Die Kugeln zischen uns um die Ohren. Die Komp. folgt mit einem Abstand von 400 m. Auf Zuruf des Kompanieführers machen wir vor einer Waldwiese Halt. Unser erster Zug ging im Laufschrift über die Wiese und bekam heftiges M. G. Feuer, vom Foret Gramont her, welches rechts frei vor uns lag. Kaum waren wir im nächsten Wald, da kamen auch schon die schweren Granaten. Jetzt wurde der Wald mit Feuer überschüttet. Wir gingen im Wald im Bogen um die Wiese zurück. Wir bekamen Verfolgungsfeuer.

Wir versuchten uns einzugraben, konnten uns aber nicht halten. So kamen wir mittags wieder in unserer alten Stellung an. Der Wald wird furchtbar bombardiert. Um 3 Uhr schlägt eine Granate neben mir ein und kostete 2 Kameraden das Leben und 2 wurden verwundet. Abends brachte die Bagage ungenießbares Essen.

Es macht sich ein furchtbarer Hunger und schrecklicher Durst bemerkbar und Wasser war nicht vorhanden. Wir schliefen die Nacht ruhig. Mittwoch den 9. morgens brachte die Bagage warmen Kaffee, welche Wohltat. Kaum war es Morgen, da krachte es wieder. So gings den ganzen Tag und wir lagen in unseren Löchern. Da plötzlich nachts gegen 1.15 wurde ich wach, durch heftiges Gewehrfeuer. Es wurde dauernd stärker. Da kam der Befehl: An die Gewehre! Es entlud sich ein heftiges Gewitter, mit Donner und Blitz und regnete als wenn alles runter wollte. Wir wurden durchnaß und warteten darauf ins Gefecht zu treten. Unheimlich zischten uns die Geschosse um die Ohren. Dazwischen das rufen nach Krankenträgern. Das Feuer ließ nach und wir krochen wieder in unsere Höhlen um die Nacht mit zittern und Zähneklappern zu verbringen. Donnerstag den 10. September morgens um 5 Uhr kam die Bagage mit warmem Kaffee. Es regnete weiter, die Kanonen donnerten weiter und wir krochen wieder in unsere Löcher. So verging der Tag. Gegen 8 Uhr Abends nahm das Gewehr und M. G. Feuer zu. Wir mußten an die Gewehre. Ich mußte mit meiner Gruppe auf Posten, wurde aber nach einer Stunde wieder eingezogen weil doch Sicherung genug da war, und der Angriff abgeschlagen war. Nachts 1.30 Uhr gings wieder los. Als wir eine Zeitlang bereitgestanden hatten, konnten wir wieder wegtreten.

Freitag den 11. September wurden wir wieder durch heftigen Artl. Kampf geweckt, die Erde zitterte und bebte. So gings den ganzen Tag. Abends musste ich mit meiner Gruppe auf Posten. Es regnete was

runter wollte. Wir hatten den ganzen Tag nichts warmes gegessen. Da kam um 9,30 Uhr der Befehl zum Abmarsch. Wir marschierten bis 2 Uhr nachts, wo wir auf einer Höhe hinter einer großen Hecke Halt machten. Wir waren totmüde und durchnaß. Hier erwarteten wir das Morgengrau und fingen wieder an zu schanzen und Unterstände bauen.

Sonnabend den 12. ging das schuften wieder los. Um 10,30 waren wir fertig. Da brachte die Bagage Brot und Speck. Dann legten wir uns hin und lagen auf nassem Stroh bald in süßem Schlummer. Da plötzlich ein furchtbarer Knall. Wir wachten auf. Eine Granate war ins Dorf eingeschlagen. Da schon die nächste, welche 100 m vor uns einschlug und die 3. schlug 3 m neben unserer Deckung ein. Wir waren auf alles gefasst. Nun kam Granate auf Granate und richtete Unheil an bei der 3. Komp. So wurde es Nacht. Um 7,30 Abends marschierten wir ab und kamen um 2 Uhr nachts im deutschen Dorf Chambrey an. Der Marsch ging nur quer Feld und öfters lief uns das Wasser in die Stiefelschäfte.

Sonntag den 13. mittags 11,30 Uhr Abmarsch ohne etwas gegessen zu haben und durchnaß von der Nacht. Wir kamen nachmittags gegen 3 Uhr in Fresnes (Fresnes-en-Saulnois) an. Wir quartierten uns in einer Scheune ein und fühlten uns glücklich.

Im Dezember 1914, dem prophezeiten Friedensmonat, beschreibt er die Folgen eines französischen Durchbruchversuchs: Mittwoch den 16. nachmittags 3 Uhr ist Abmarsch, doch nicht nach unserer alten Stellung sondern bei Esse, wo um 12 der heftige französische Angriff erfolgte. Wir kommen durch Panis (Pannes) und ich treffe hier den Diehl und Merle aus Hauptschwenda, den Johannes Richardt aus Schwarzenborn und den Schade von Schorbach. Wir haben dort $\frac{3}{4}$ Stunde Zeit und marschieren beim Einbruch der Dunkelheit durch Esse (Essey) und besetzen die blutgetränkte Stellung. Die Nacht komme ich auf Untfz. Posten mit 6 Mann. Es liegen noch sehr viele Tote umher. Schlafen gibts nachts nicht, keine Minute.

Wir liegen uns mit den Franzosen bis auf 40 m gegenüber. Donnerstag den 17. Dezember als es hell wird morgens, bekommt ein guter Freund Untfz. Winker einen Kopfschuß und stirbt. Die Inf. franz. ist dauernd Tag und Nacht am Schießen. Tag gibts noch heftiges Art. Feuer. Freitag den 18. den Untfz. Winker beerdigen und noch 5 fremde Tote, die neben unserem Schützengraben liegen und einen süßlichen Leichengeruch von sich geben.

Es liegen diese 5 Mann im Bereich des ersten Zuges. Sonst liegen noch viel mehr tapfere deutsche Kameraden, welche ihr Leben dem Vaterland opfern mussten. Es ist hier eine schlechte Stellung. Schützengräben kreuz und quer. An einer Stelle ist die Entfernung nur 15 m und hier thun Handgranaten das beste. Ein Schlachtfeld ist hier, wie ich noch fast keines gesehen habe. Tote Franzosen Massenhaft.

Französische Granaten haben hier ganze Arbeit geliefert. Ganze Gruppen von unseren braven liegen unter den Deckungen begraben. Die Schützengräben sind stellenweise ganz weggefegt. Arme, Beine, ganze Körperteile liegen umher, Blut wo man hinsieht. Dieses rührt vom französischen Angriff her, der am 12/12. stattfand, aber doch abgeschlagen wurde. Diese Schreckens und Leichenfeld vergesse ich nie.

Zu Weihnachten empfangen sie »Liebesgaben« aus der Heimat, welche wir, weil die Größe verschieden ist, verlosen. Auf jedem Packet ist der Stifter und Absender, welche uns den Empfänger anfordern, mal zu schreiben. Am Vormittag muss ich noch Patronen austeilen, welches mir viele Arbeit macht. Es gibt Bier, jeder Mann ein halben Liter. Die Feldküche bringt gekochten Grock nach der Feier in der Kirche Abends. Es werden noch allerhand Nüsse, Pfefferkuchen und Schokolade verteilt und nun beginnt die eigentliche Korporalschaftsfeier. Es ist Alles da, wonach man sich sehnt, bloß noch keine Friedensaussicht.

Auch die Silvesterfeier ist von Wünschen nach Frieden geprägt. Abends ist Silvesterfeier, Neujahrsfeier in Feindesland. Cognak und Rum ist zur Stelle und die unvergessliche Feier beginnt. Es ist

Großartig. Ein Vortrag folgt auf den anderen und wir haben einen großen Spaß. Um 12 Uhr donnern die Kanonen und Gewehre knattern, von den Stellungen her. Selbst im Dorfe wird geschossen. Wir gratulieren uns gegenseitig durch Händedruck zum »neuen Jahre« mit dem heißen Wunsch, dass wir die «liebe Heimath» gesund wiederssehen möchten und dieses Leben, im ewigen Schützengraben bald ein Ende nehmen möchte.

Am 30. Dezember schrieb er an seine zwei Jahre ältere Schwester und seine kleine vierjährige Nichte einen tröstenden Brief: *Für euch beide und meine Eltern will ich gern die Strapazen des Krieges freudig ertragen, auch sterben, dass Ihr blos nicht die Schrecken des Krieges in Christerode zu erleben braucht, wie die Bewohner hier. Wie leid die Leute den Krieg sind, könnt ihr euch wohl denken. Ich habe schon mehrmals gesehn, wenn die Leute hier in den Dörfern sich von Haus und Hof trennen mussten und wurden nach Deutschland transportiert. Ihr bischen Hab und Gut in Bündel geschnürt, so standen sie da, vom kleinsten Säugling bis zum Greis, der kaum noch fortkommen konnte, und weinten, dass selbst der raueste Krieger weich wurde. Und wo weilten dann meine Gedanken hin? Zu Euch meine Lieben und ich war stolz, für Euch zu kämpfen und Euch so etwas zu ersparen. Es sind nur noch einzelne Zivilisten in den Dörfern. Denke dir, liebe Schwester, Christerode läge voll französisches Militär, das halbe Dorf wäre schon ein Trümmerhaufen und du hättest keine Nacht ruhig schlafen können, weil zu jeder Zeit und Stunde die 21 cm Granaten angekommen wären und nach jeder Beschießung hätten sich Leichenzüge zum Friedhof bewegt, dann gleich der Gedanke beim Nächsten bin ich, dazu noch dein lieber Mann im Felde der gegen die Feinde, die du beherbergt hast, kämpft, du bekämst keine Nachricht von ihm, weil er doch und unseren Truppen dann von Euch abgeschnitten wären, eine Granate hätte dein Haus entzündet und dann noch den Bündel schnüren, Kathrinchen an der Hand, begleitet von französischen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr und die Reise ging ins unbestimmte. Was wäre das doch ein Jammer für Euch, der bleibt Euch doch so erspart, darum gib dich zufrieden. Auf Leid folgt Freud. Dir und unseren Eltern wird die Freude zuteil werden, dereinstens die mit Lorbeer geschmückten Sieger in Empfang zu nehmen.*

Eine angenehme Unterbrechung des Lebens im »ewigen Schützengraben« ist der Besuch eines zweitägigen Entfernungsmesserkursus in Metz. *Uns wird die Kaiser Wilhelm Kaserne des Inf.-Rgts angewiesen, wo wir die Nacht über bleiben und nach 7 Monaten uns wieder mal beim Schlafen ausziehen.*

Am 8. März 1915 bekam Heinrich Kuhl einen Schuss durch den Zeigefinger der linken Hand. Anfang April 1915 wurde zum Gefecht in den Priesterwald marschiert, wo besonders heftige Kämpfe stattfanden. *Vor dem Wald machten wir Halt. Der Kompführer gab bekannt, dass wir ins Gefecht kämen. Ich führte den 3. Zug und sollte geschlossen gedeckt folgen und zeitig mit eingreifen. Ich musste selber sehen wanns Zeit war. Nun gings in den Wald, der ganze Wald war voll deutsche Truppen, auch das Landw. Rgt. Nr. 66. Über uns feindl. Flieger, welche uns bemerkt hatten und die Sache meldeten. Auf einmal fegte die Artl. zwischen uns. Es war nur ein Krachen und die Granaten schlugen direkt in die Kolonnen. Allerwärts lagen Verwundete und Ärzte und Krankenträger hatten vollauf zu tun. Als wir in Wald marschierten war es 3 Uhr nachmittag. Gründonnerstag 1915. So befanden wir uns im Artl. Feuer bis Abends. Wir hatten uns bis dahin auf Sturmentfernung herangearbeitet. Gegen 7,30 Uhr gingen wir zum Sturm vor. Es war gar kein vorankommen, denn dauernd schossen Maschinengewehre und Inf. dazu Granatloch an Granatloch viele von 28 cm Granaten, abgeschlagene Äste und umgerissene Bäume versperrten den Weg. Wir sahen nur den Feuerstrahl der feindlichen Gewehre und gleich darauf die Blockhäuser.*

Jetzt blies zum Sturm und mit Hura gings vorwärts. Die Blockhäuser vor der 4. Komp. waren als wir herankamen von den Franzosen geräumt. Links von uns stürmte die erste. Als 1 Zug im feindlichen Graben

war sprengten die Franzosen und alles flog in die Luft. Dann warfen die Franzmänner dauernd mit Handgranaten und ein herankommen war unmöglich. Als der Sturmangriff zum Stehen gekommen war, suchte ich den Komp. Führer und die anderen Zugführer um neue Befehle zu empfangen. Ich rutsche aus und falle unserem Feldwebel, welcher den 2. Zug führte in Seitengewehr, welches aufgepflanzt war. Das war gegen 9 Uhr. Ich verband es mir und blieb bei meinem Zug. Gegen 2 Uhr schmerzte mich das Bein dermaßen, daß ich kaum noch drauf stehen konnte. Ich ging zum Verbandplatz, wurde verbunden und kam ins Lazarett Vilcey.

Von Vilcey wurde er nach Noveant verlegt. Von dort schickte er sein Tagebuch an seine Eltern mit der dringenden Bitte, es nicht aus der Hand zu geben. Am 2. Mai 1915 schrieb er voller Stolz, dass er zum Vizefeldwebel befördert sei. Nur wenige Tage später erhielt die Familie die Nachricht vom Tod ihres Sohnes: *Er erlitt am 10.5.15 bei Flirey eine schwere Verwundung, an deren Folgen er heute früh verschieden ist. Wir alle und besonders ich bedauern, in Ihrem Sohn einen treuen, pflichteifrigen und rechtschaffenen Kameraden verloren zu haben. Doch der Tod für das Vaterland ist ein schöner Tod und das möge auch besonders Sie über den schmerzlichen Verlust hinwegtrösten.*

Am 12. Mai 1915 wäre Heinrich Kuhl 27 Jahre alt geworden. Seine Schwester konnte sich nicht trösten und trauerte ihr Leben lang schwarze Kleidung tragend um den Bruder.

Rettung in Sibirien

Ein ganz anderes Schicksal hatte der Landwirt Friedrich Alf aus Linsingen, Jahrgang 1887. Er war zunächst ebenfalls im Westen eingesetzt und an der Einnahme von Namur beteiligt, bald darauf wurde er wegen des Einfalls der Russen in Ostpreußen nach Osten verlegt. Im heutigen Polen geriet er in Gefangenschaft. *Am 11.10.1914 erreichten wir einen verlassenenen Gutshof, die Russen hatten Menschen und Vieh mitgenommen. Dort richteten wir uns in den Viehställen häuslich ein. Wir gingen nicht in die Behausungen, weil sie voller Läuse waren. Der Frieden auf dem Gutshof dauerte nicht lange, um die 11. Nachtstunde gab es Alarm. Nur 3 km von uns entfernt lag der Russe in einer Ortschaft, der sollte während der Nachtzeit angegriffen werden. Wir gingen mit dem Regiment 64 zum Angriff vor. Als wir uns dem Dorfe näherten, ließ das Feuer der Russen nach. Der Russe steckte die Häuser in Brand und zog sich zurück. Wir zogen uns im Anblick des brennenden Dorfes wieder zurück auf den Gutshof, ließen uns müde auf dem Strohlager nieder, wurden morgens um 5 Uhr geweckt und gleich zum Kaffee holen befohlen. Gegen 6 Uhr früh marschierten wir bereits mit dem gesamten Regiment 64 Richtung Iwangerod ab. Nach 1 ½ stündigem Marsch gab es Halt. Die Maschinengewehre wurden frei gemacht, Munition aus den Fahrzeugen geholt, die Bespannung mit den Fahrzeugen blieb zurück und wir marschierten über ein sehr unwegsames Gelände, was kaum begehbar war. Je näher wir an das Dorf Slowiki-Nowo heran kamen, desto stärker wurde das Abwehrfeuer der Russen. Der Gegner lag etwa 800 m hinter dem Dorf hinter dem Weichseldamm in guter Deckung. Wir sammelten uns hinter den Häuserreihen und erhielten dort die letzten Befehle für den Angriff. Wir sprangen zugweise über die Straße und gingen auf einem Acker in Stellung. Da leichter Regen einsetzte, wurden die Patronengurte nass und wir hatten sehr oft Ladehemmungen. Schließlich fiel ein MG nach dem anderen aus. Der Russe dagegen schoss was die Rohre hergeben wollten. An unserem MG fiel der Schütze 2, der Schütze 3 bekam einen Armschuss. Da ich an dem Tag Schütze 4 war, musste ich Schütze 2 ablösen. Der Regen wurde immer stärker, die Ladehemmungen nahmen immer mehr zu, schließlich gab unser Oberleutnant, der an diesem Tag die Kompanie führte, den Befehl zum Rückzug in die Ortschaft. Hier bekam ich am linken Fuß einen*

Durchschuss, das Blut strömte aus der Wunde, ich konnte nicht mehr auftreten, meine Kameraden mussten mich beim Rückzug liegenlassen, da der Russe weiterhin stark schoss. Bald schon war der Gegner bei mir angelangt. Der Russe fragte mich: «Ranonie?» (das heißt verwundet). Ich antwortete schnell: «Ja, ja,» und zeigte auf den blutigen Stiefel. Der Russe war freundlich, half mir aufstehen und schleppte mich ins nahe Dorf. Hier musste ich Pistole und Koppel abgeben und bekam den nötigen Verband. Ich sah noch mehrere verwundete Kameraden von unserem Regiment, unser Leutnant war auch dabei, er hatte einen Bauchschuss bekommen. Wir wurden in einer Panjebude untergebracht und dort mit Chei (Tee) und Kleba (Brot) versorgt. Der Russe, der mich gefangen genommen hatte, durfte bei mir bleiben, darüber war er sichtlich sehr froh, er hatte dadurch einige ruhige Stunden.²⁸

Über mehrere Stationen landete er in Kaluga. *Die Verpflegung und die ärztliche Betreuung waren gut, auch die Krankenschwestern waren freundlich zu uns. Der leitende Arzt war ein Jude, er hatte in Berlin studiert und sprach sehr gut deutsch. Bis zum 23.12.1914 blieb ich dort, meine Verwundung war geheilt. Anschließend wurden er und andere deutsche und österreichische Gefangene nach Sibirien, in das Lager Gorodok verbracht. Hier hausten sie in 80 m langen und 12 m breiten Erdbaracken. Nach seinen Angaben starb dort über die Hälfte der Gefangenen an den Unbilden des Wetters, schlechter Ernährung und hauptsächlich Typhus, der stark um sich griff, da keine ärztliche Betreuung vorhanden war.*

Sein Leben verdankte er vermutlich einer ungewöhnlichen Frau, der schwedischen Diplomantentochter Elsa Brändström, die sich als offizielle Delegierte des Schwedischen Roten Kreuzes Zugang zu den Lagern verschafft hatte und für Verbesserungen sorgte.

Eines Tages besuchte »Der Engel von Sibirien«, Elsa Brändström, auch unser Lager, wie alle anderen in Sibirien. Sie war von einem Stab russischer Offiziere umgeben. Wir hatten Gelegenheit, unsere Beschwerden vorzutragen. Kurze Zeit nach dem Besuch gab es für uns eine große Erleichterung. Am 23. Juli 1915, abends 7 Uhr, kam Kanzleibefehl, dass alle Kriegsgefangenen von den sibirischen Lagern in das europäische Russland zu verlegen seien.

In der Folgezeit arbeitete er in der Landwirtschaft und als Nachtwächter in der Feldmark. Als am 14. April 1918 deutsche Truppen die Stadt Woltschansk erreichten, war er frei. Nach einem zweimonatigen Heimaturlaub musste er sich wieder der Truppe zur Verfügung stellen, blieb aber durch glückliche Umstände davor bewahrt, noch einmal an die Westfront geschickt zu werden.

In englischer Gefangenschaft

Eine außergewöhnliche Quelle sind die Kriegserlebnisse von Karl Wilhelm, nach dem Krieg Lehrer in Merzhausen, Obergrenzbach und Schwarzenborn. Er hat nicht nur den Krieg von Anfang bis Ende mitgemacht – davon 26 Monate in englischer Gefangenschaft –, sondern auch auf Basis seiner Tagebucheintragungen sehr umfangreiche und detaillierte Aufzeichnungen hinterlassen.²⁹ Am 23. Juli 1914 frisch verheiratet, musste er keine 14 Tage

²⁸ Lebensgeschichte des Landwirtes Friedrich Alf, S. 10. Die Aufzeichnungen von Friedrich Alf befinden sich in Privatbesitz. Ich danke Herrn Wilhelm Alf, Linsingen, für die Möglichkeit der Benutzung.

²⁹ Die Tagebücher von Karl Wilhelm befinden sich in Privatbesitz. Ich danke Herrn Norbert Schäfer, Obergrenzbach, für die Möglichkeit der Benutzung.

später seine Frau verlassen und sich in Kassel auf dem Hof der Kaserne des Infanterie-Regiments Nr. 83 stellen. Die Mobilmachungsstimmung erlebte er am 31. Juli in Eschwege: *Als die Fabrikarbeiter und Handwerker um 6 Uhr abends nach getaner Arbeit in ihre Wohnung kamen, fanden viele den sofort geltenden Gestellungsbefehl vor. Kurz darauf sah man einige von ihnen schon im Sonntagsanzug, mit einer Zigarre im Munde müßig und mit niedergeschlagener Miene in der Haustüre stehen, darüber nachdenkend, was ihnen die nächste Zukunft bringen konnte. Sie mussten schon etwa 2 Stunden später Heimat, Familie und Beruf verlassen, um sich in der ihnen angewiesenen Garnison zum Dienst zu stellen.*³⁰

Über die Feldverpflegung in Frankreich notierte er Folgendes: *„Während der ersten Zeit des Stellungskrieges – von Sept. 1914 bis Jan. 1915 – konnte bei uns im Aisnegebiet das warme Essen und die sonstige Verpflegung nur abends herangebracht werden, da die Feldküchen und Verpflegungswagen über die vom Feinde eingesehene und unter Feuer genommene Höhe zwischen Nouvron und Vezaillon hinweg mussten. Das geschah etwa in der Zeit von 6 bis 8 Uhr abends. Die Essenholer, Lebensmittel-, Brot- und Postempfänger der einzelnen Kompagnien sammelten sich – versehen mit Kochgeschirren und Zeltbahnen – am linken bzw. rechten Flügel ihrer Kompagnie. Unter Führung eines Unteroffiziers ging es dann – meist bei Stockdunkelheit und größtem Schmutz – hinunter ins Dorf. Kochgeschirrdeckel konnten der Umständlichkeit halber nicht mitgenommen werden – wegen des Klauens und der Verwechslung der Deckel. So kam es auch vor, dass Erdstückchen von den Grabenwänden in die Kochgeschirre fielen. Doch trieb der Hunger schließlich auch solch verunreinigtes Essen hinunter. Da uns noch keinerlei Wasser zur Reinigung der Kochgeschirre zur Verfügung stand, wurden sie einfach mit einer Handvoll Lagerstroh einigermaßen ausgerieben. Des Morgens in aller Frühe, mittags und nachmittags mussten aus der Korporalschaft 2 Mann ins Dorf hinunter zum Kaffee-, Tee- oder auch Kakaokochen. Die Kochgeschirre wurden an einer Stange über einer Feuerstelle aufgehängt. Holz zum Kochen gab es genug in und an den zerschossenen Häusern Nouvrons. Beim Holzbeschaffen von den Dächern kamen auch Unglücksfälle, z. B. Stürze, vor. Mit dem beginnenden Frühjahr 1915 wurde die Verpflegungsweise anders, besser. Die Küchen wurden für die Stellungszeit des Bataillons in Nouvron eingebaut. Nun gab es regelmäßig von der Küche morgens Kaffee, mittags Essen und abends nochmals Kaffee. Auch die »Kuchenbullen« bezogen ihren »Schliff«. Als Essen gab es anfangs oftmals Sauerkraut mit Erbsen und Fleisch als Suppe, dann auch Reis-, Graupen-, Nudel- und Bohnensuppe, sowie Dörrgemüse. Die Erbsen waren groß und hart wie Schrapnellkugeln. Wir nannten die Erbsensuppe darum »Schrapnellsuppe«. Um die Erbsen weich zu bringen, wurden von den Köchen Händevoll Soda in die Suppe geworfen. Die Folge davon war, dass man nach einer bestimmten Zeit von einem fürchterlichen Sodbrennen gequält wurde. Manchmal gab es auch Reis mit Pflaumen. Wir brauchten keinen Hunger zu leiden. Nach der Verkürzung der Brotration im Februar wurde uns der fehlende Rest durch Geld vergütet. Das Geld wurde uns aber nicht in bar ausgezahlt, sondern von der Kompagnie für allerlei Essbares vom Marketender verausgabt und die gekaufte Ware an uns verteilt. Der Marketender kam anfangs alle 3 bis 4 Wochen mit dem Wagen einmal nach Nouvron. Jeder wollte dann etwas kaufen. Hierbei gab es dann ein solches Gedränge, dass man stundenlang anstehen konnte, bis man an die Reihe kam und schließlich doch leer ausging, weil ausverkauft war. Auch das wurde besser, als auch die Marketenderei in Nouvron eingebaut wurde. Jetzt konnte man jederzeit und in aller Ruhe einkaufen. Der Marketender-Utffz. war ein Lehrer namens Neumann aus Bebra. Es gab allerlei schöne Sachen zu kaufen: Bier, Schnaps, Wein, Würfelzucker, Schokolade, Wurst, Kakao, Keks, Heringe, Rollmöpfe, Apfelsinen, Butter, Schmalz, Marmelade, Sirup, Zigarren, Zigaretten, Streichhölzer, Kerzen,*

30 Eintragung vom 31. Juli 1914.

elektrische Taschenlampen, Eier, Pfeffermüsse, Äpfel, u. v.m. Das, was die Kompanie nicht für uns einkaufte, erstanden wir für unsere Löhnung von 5,30M für 10 Tage. Übrigens erhielten wir oft auch Beutegelder. Wie sinn- und planlos man damals – wahrscheinlich in der Hoffnung auf eine baldige Beendigung des Krieges – mit manchen Dingen umging, mag folgender von mir erlebter Fall zeigen: ich hatte für unsere 11. Korporalschaft beim Fourier-Unteroffizier Stippich Brot zu empfangen. Ufffz. Rüger hatte mich angewiesen, nur so viel Brot zu empfangen, als an der vollen Zahl fehlten. Unsere Korporalschaft bestand damals einschließlich des Ufffz. aus 21 Mann. Je 3 Mann erhielten 1 Brot. 3 Brote waren noch vorhanden. Da für 21 Mann 7 Brote nötig waren, hatte ich nur 4 Brote zu empfangen. Als ich zum Brotempfang an die Reihe kam, meldete ich dem Fourier Ufffz.: »Die 11. Korporalschaft braucht nur 4 Brote; 3 Stück sind noch da.« Darauf antwortete mir Ufffz. Stippich: »Für Ihre Korporalschaft habe ich 7 Brote empfangen, und die nehmen Sie.« Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als sie zu nehmen. In den feuchten Unterständen aber verschimmelte das Brot, wurde ungenießbar und schließlich weggeworfen. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei der Marmelade, die oft schon sauer war, wenn wir sie empfangen. Dann flog sie samt dem alten Kochgeschirr in hohem Bogen über Deckung. In Bezug auf die Rauchwaren war es auch nicht anders: es wurde mit Zigarren, Zigaretten und Tabak ebenso verschwenderisch umgegangen. Empfangen wir doch zeitweise jeden 2. oder 3. Tag 10–12 Zigaretten und fast ebenso viele Zigarren. Der empfangene Rauchtobak konnte gar nicht so schnell verraucht werden, wie er empfangen wurde. In den Unterständen zog er an, schimmelte und diente höchstens noch als Feuerungsmaterial. Reichlich spät kam eine vernünftige Regelung: jeder Mann erhielt anfangs täglich 3 und später 2 Zigarren und Zigaretten.

Die Liebesgaben zu Weihnachten 1916 werden dankbar beschrieben: Am 24. Dezember feierten wir Heiligabend. Für mich war es nun schon der dritte in Feindesland. Jeder Kamerad erhielt ein schönes Liebesgabenpaketchen. Das meinige enthielt Briefpapier, einen Bleistift, ein Pfeifchen, ein Päckchen Tabak, ein Schachtelchen Patentknöpfchen, drei Honigkuchen und einige Zigarren. An den Feiertagen, die wir in wohliger Ruhe genossen, ließen wir uns Zigarren, Zigaretten, Tabak, Kognak, Süßigkeiten u. a. munden.

Dass der Winter 1916/17 ein »Kohlrübenwinter« in der Heimat war, wusste er und spürte es auch an der Verpflegung in Frankreich. In dieser Kantine kaufte ich mir hin und wieder eine Büchse Schnittbohnen, – 1 Pfund zum Preis von 1M – die ich dann in dem zum Brotaufstrich empfangenen Fett schmorte. Dazu besorgte ich mir von einem französischen Zivilisten einige Pfund Kartoffeln. Beides – Bohnen und Kartoffeln –, dazu noch ein Stück Brot und einige Becher Kaffee waren ein herrliches Mahl im Gegensatz zu dem wässerigen Essen, das wir von der Feldküche empfangen. Wir lebten mitten im »Kohlrübenwinter 1916/17«. Bezüglich der Brotration ging es auch knapp her: alle drei Tage gab es je Mann ein Brot. In unserer Korporalschaft halfen wir uns so: mancher aß mehr, mancher weniger als 1/3 Brot täglich. Das Brot stand allen als Gemeingut zur Verfügung. Wer Brot essen wollte, aß solange, als ihm schmeckte. So hatte jeder genug zu essen, und es kam keines um. So zeigte sich in der Praxis Gemeinschaftsgeist!

Während eines Kurses auf der Minenwerferschule von St. Remy-Chaussee stellte er Vergleiche an und schilderte auch die Bemühungen, an zusätzliche Nahrungsmittel heranzukommen. Am Morgen des 9. Mai [1917] wurden wir Kursusteilnehmer vom Bahnhof Iwuy aus mit für uns unbekanntem Ziel abtransportiert. Wir fuhren über VALENCIENNES, wo wir längeren Aufenthalt hatten. Es wurde uns erlaubt, in die Stadt zu gehen und sie uns anzusehen. In einem Konfitürengeschäft, das, im Gegensatz zu der in Deutschland schon herrschenden Leere und Armut, noch voll von Waren war, kauften wir Schokolade und Bonbons ein. [...] Die freie Zeit benutzten wir dazu, die Umgegend von St. Remy kennen zu lernen. So waren wir einmal im Nachbarort DOMPIERRE, des öfteren aber im Sol-

datenheim in AULNOYE, um »die Brotfrage zu lösen«, d. h. wir kauften uns dort für 20 Pfg. eine dicke Scheibe Brot – mehr gab es pro Mann nicht. Diese Brotscheibe verzehrten wir, gingen dann fort, kamen aber nach $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ Std. wieder und kauften uns eine zweite Scheibe, ohne von dem Kantinier wiedererkannt zu werden. Manchmal machten wir auch einen dritten Versuch. Einen gesegneten Appetit hatten wir Feldsoldaten ja immer.

Fast jeden Tag gingen wir zweimal, wenn die Zivilisten gerade die Kühe melkten, auf die Viehweide, um uns Milch zu kaufen. Für 1l zahlten wir 16 Pfg. Der Milchverkauf war zwar den Zivilisten verboten, wurde aber trotzdem getätigt. Einmal lief uns der Ortskommandant in die Quere und sah die offenen Kochgeschirre mit Milch. Er schien aber ein anständiger »Kerl« zu sein; denn er sagte: »Leute, ihr wisst doch, dass das Milchkaufen von Zivilisten verboten ist. Dann macht doch wenigstens den Deckel auf das Kochgeschirr!« Dann ging er weiter. Bei den Milchkaufern hatte sich eine richtige Stammkundschaft herausgebildet. Kam ein neuer Käufer hinzu, dann erhielt erst die Stammkundschaft die Milch, dann erst der Neue. So haben wir denn in St.Remy-Chaussee jeden Tag tüchtig Milch getrunken.

Wegen der widrigen Umstände im Gelände war Wilhelm häufiger krank. Während der Ausbildung bildete sich im September 1914 auf meinem Nacken infolge der ungewohnten Reizung der Haut durch die Halsbinde ein Schwären (Furunkel), das mich im Dienst sehr hinderte und später schließlich aufgeschnitten werden musste. Kurz vor Silvester 1915 notierte er: Das schlechte Wetter beeinträchtigte die Gesundheit. Bei mir stellte sich infolge von Erkältung Darmkatarrh ein, der 14 Tage lang dauerte. Im Januar 1915 hatte sich bei mir eine Erkältung eingestellt. Schmerz im linken Ohr, im Oberkiefer und eine leichte linksseitige Mandelentzündung, die Folge der kalten Füße, der anhaltenden Nässe und des Stehens im tiefen Schmutz. Im September 1915 plagte ihn ein Bandwurm. Als ich aufstehen wollte, um die Latrine zu verlassen, konnte ich nicht, da mich eine mehrere Meter nach unten hängende Schnur des Wurmes am Aufstehen hinderte. Der Bandwurm schien des Kriegeslebens überdrüssig zu sein und wollte daher nicht mehr mitmachen. »Was nun?«, fragte ich mich. »Jetzt kannst Du solange hier sitzen bleiben, bis die Schnur abfällt. Wer weiß, wie lange das dauert!« Aber es dauerte nicht lange, bis sie abfiel. Ich war sehr froh.

Später in englischer Gefangenschaft hatte er die Ruhr. Ich stellte fest, dass ich in diesen Tagen die Anfänge den Anfang von Ruhr hatte. Vielen anderen Kameraden erging es nicht besser. Die Latrinengrube war von Blutgang rot gefärbt. Dann erwischte ihn noch die Grippe. Ich wurde ihr erstes Opfer. Es hatte mich Unwohlsein mit Frost und Übelkeit befallen. [...] Jeden Tag gegen 12 Uhr mittags kam der englische Arzt zur Visite und ließ sich über den Zustand jedes einzelnen Kranken, über Fieberstand, Appetit u. a. m. ausführlich berichten.

Mehrmals wäre er fast zu Tode gekommen. Bei Morgengrauen sollte mit Schanzen aufgehört werden. Ich hatte aber etwas zu lange geschanzt, und der Franzmann hatte das gesehen. Wahrscheinlich ein Scharfschütze von drüben setzte plötzlich einen Zentimeter vom linken Rande des Schussloches entfernt eine Infanteriekugel auf die Schiesscharte, dass ich augenblicklich nichts mehr auf dem linken Ohre hörte und 6 Tage lang ein Rauschen wie von einem Wasserfall vernahm. Die Kugel war wie ein Eichenblatt deformiert worden. Wäre sie durch das Schussloch gegangen, wäre mir ein Kopfschuss sicher gewesen, notierte er im März 1915. Ein paar Monate später steuerte eine Mine direkt auf unseren Stollen zu und fiel – wir hörten im Stollen deutlich den Aufschlag – ganz in der Nähe des Stolleneingangs vor dem Graben nieder. Wider Erwarten erfolgte keine Explosion. Was hatten wir Schwein gehabt! Denn wäre die Detonation erfolgt, so wäre der Stollen eingedrückt worden und von uns wäre vermutlich nicht viel übrig geblieben. Im April 1916 schlug eine Granate in ihren Laufgraben ein. Die drei Männer vor ihm waren tot oder schwer verletzt. Wilhelm selbst blieb unverletzt. Einmal

schlug haarscharf an der Sohle meines rechten Schnürschuhs mit aller Wucht ein fingerlanger Splitter in die Erde ein und blieb aufrecht stecken.

Karl Wilhelm überstand glücklich alle Gefahren und geriet am 31. Juli 1917 in englische Gefangenschaft. Sein Bruder Ernst dagegen musste sein junges Leben lassen. Er starb – noch nicht einmal 22 Jahre alt – in Frankreich. Wilhelm hat alle Schrecken und Ängste des Grabenkrieges durchlebt. Ich zitiere nur eine Situation stellvertretend für viele. *Im Gänsewald, der bis zum März noch ziemlich geschont war, sah es jetzt infolge der Eroberungskämpfe in der Nacht vom 7. zum 8. März schlimm aus. Die Kämpfe um die Besitznahme des Waldes, an denen auf unserer Seite das Res.-Jäger-Bat. 11 beteiligt war, hatten auf beiden Seiten viele Verluste gebracht. Viele Waldbäume waren durch die dauernde Beschießung schon zerfetzt. An einer Stelle lag eine französische Leiche ohne Kopf. Neben einem anderen toten Franzosen lag sein Kappi, das ich mir als Andenken mitnahm. An einer anderen Stelle wimmelte es von französischen Uniform- und Ausrüstungsstücken, von aufgelösten Binden u. a. Verbandsstoffen. Am Westrand des »Waldes«, nach dem »Toten Mann« zu, lief ein von Freund und früher wahrscheinlich vom Feind getretener Pfad entlang, den wir oft als Zugangsweg zur Stellung benutzten. Auf diesem Pfad lag ein Franzosenfuß, kenntlich an dem Schuh und dem Rest der Winkelgamasche. Tagelang lag er hier. Eines Tages schob ich im Vorbeigehen mit meinem Stiefel den Fuß beiseite. Ein Stück weiter hing im Gebüsch am Waldrand, mit dem Kopf nach unten, ein deutscher Soldatenkörper ohne Kopf, ohne Arme, und Beine. Zu erkennen war der Körper an dem Rest des feldgrauen Rockes.³¹ [...] In dem Graben lag ein toter französischer Leutnant, dem die Ratten die Kopfhaut, auch an anderen Körperteilen das Fleisch bis auf die Knochen abgefressen hatten. Am Gesäß hatte er so zahlreiche Löcher, dass es aussah wie ein Reibeisen.³²*

Wilhelm durchlief in der Gefangenschaft verschiedene Lager. Als er nach Rouen an der Seine verlegt wurde und sie durch die Stadt marschierten, *bestaunten wir die Fülle der Auslagen in den Schaufenstern der Geschäfte. Wie öde und leer sah es dagegen in Deutschland aus!*³³

In einem anderen Lager bei Wimereux war er mit Kanalisierungsarbeiten beschäftigt und beobachtete folgendes: *Während unserer Arbeit hier an dieser Straße zogen mehrmals stundenlang Bataillone von Amerikanern an uns vorüber, lauter stramme, wohlgenährte und gutgekleidete Leute. Viele trugen feinstes Schuhwerk. Manche von ihnen sprachen oder riefen uns deutsch an. Wir sprachen unter uns: »Was werden sich diese Salonsoldaten umsehen, wenn sie in den Dreck vorn an der Front kommen! Wie bald werden ihre Uniformen und Stiefel nicht mehr wieder zu erkennen sein!« Fortgesetzt sahen wir über den Kanal Truppentransportschiffe mit amerikanischen Soldaten herangeschwommen kommen. Etwa 4 Stunden später marschierten sie dann an unserer Arbeitsstelle vorüber.³⁴*

Über den Zustand der deutschen Gefangenen aus den Kämpfen der letzten Kriegswochen notierte er: *Über diese Leute, die ausgehungert, zerlumpt, unrasiert, abgemagert und ausgemergelt durch unser Lager zogen, äußerte sich Gefreiter Fritz Martin in origineller Weise folgendermaßen: »Sind das überhaupt noch deutsche Soldaten? Das sind Russen. Guckt sie euch nur an, diese Wegweiser, dieser Garderobenstände!« Mit denen konnte man doch keinen Krieg mehr gewinnen. Die Zunge müsste man denen aus dem Halse reißen und einen Scheuerlumpen reinhängen.³⁵*

31 Eintragung nach dem 25. März 1916.

32 Eintragung vom 28. September 1915.

33 Eintragung vom 21. August 1917.

34 Eintragung vom August 1918.

35 Eintragung vom November 1918.

Als nach dem Waffenstillstand die älteren englischen Soldaten von jüngeren abgelöst wurden, fühlten sie sich von diesen schikaniert: *So musste einer dieser Grünschnäbel eines Tages erleben, dass ihm einer unserer Kameraden eine lehrreiche Lektion erteilte. Der junge Tommy meinte: »Ja, Kamerad, wer hat denn nun den Krieg gewonnen, ihr oder wir?« Die Antwort lautete: »Ihr nicht, und die Franzosen auch nicht. Wenn die Amerikaner nicht gekommen wären, dann wären wir mit euch allen noch fertig geworden.« Darauf fluchte der Engländer: »A, bloody fucking!« und war ruhig.*³⁶

Annäherung

Am Ende des Krieges kommen sich die getrennten Erlebniswelten, Front und Heimat, ganz nahe. War schon vorher hier wie dort neben den patriotischen Bekenntnissen die Sehnsucht zu spüren, dem Grauen zu entkommen, und sei es durch einen »Heimatschuss«³⁷, und Frieden zu schließen, so bricht sich am Ende überall die Erkenntnis Bahn, dass der Krieg nicht mehr fortgeführt werden kann. Karl Wilhelm merkte, dass das Essen schlechter und weniger wurde. Die Soldaten wurden aufgefordert, nicht unnötig zu schießen und die Geschosshülsen zu sammeln. Er sah die vollen Schaufenster in Frankreich und wusste um die Leere in Deutschland. Er hatte während seiner drei Heimaturlaube (Mai 1916, März und April 1917) die Gelegenheit, sich vom Angebot in der Heimat ein eigenes Bild zu machen. Er beobachtete die Landung unendlicher Bataillone frischer amerikanischer Soldaten und gab indirekt zu, dass Deutschland den Krieg wegen des Eingreifens der USA und der Erschöpfung der eigenen Soldaten verloren hat.

Auch die Chronisten an der Heimatfront realisieren die Zuspitzung der Ernährungslage und den Mangel an so vielen Grundstoffen. Sie wussten von Lebensmittelkrawallen und Hungerstreiks wegen der katastrophalen Nahrungsmittelknappheit. Auch in der Heimat konnte man in diesem mörderischen Krieg sterben – an Hunger und Krankheit. Man geht heute von etwa 750.000 zivilen Toten in Deutschland aus, einschließlich der Opfer durch kriegsbedingte Krankheiten wie Tuberkulose und Grippe.³⁸

Deutschland hat im Ersten Weltkrieg ca. zwei Millionen junge Männer verloren, mehr als doppelt so viele kommen als verwundete Opfer hinzu. Nie zuvor hat eine so hohe Lazaretpräsenz in Schulen, Gemeindesälen, Vereinshäusern und kommunalen Krankenhäusern die Schrecken des Krieges in die unmittelbare Nähe der Bevölkerung transportiert. Noch über Jahrzehnte sind die Entstellten, die Amputierten und Blinden im Straßenbild der Dörfer und Städte präsent, wenn sie nicht aus Scham wegen ihrer verlorenen Gesichter und Gliedmaßen sich vor der Öffentlichkeit verbargen. Über 200.000 Soldaten zeigten schwere psychische Traumatisierung (»Kriegsneurotiker«, »Kriegszitterer«), die man häufig in den Lazaretten und Anstalten als Drückebergerei und Kampfunlust umdefinierte. Ihr Leiden

36 Eintragung vom November 1918.

37 Eine Verwundung, die frontuntauglich macht.

38 Gerd KRUMEICH: Der Erste Weltkrieg. Die 101 wichtigsten Fragen, München 2014, S. 140 ff. Siehe auch: Utz THIMM: Hunger, Grippe und Tuberkulose – Sterben in Gießen, in: Gefangen im Krieg. Gießen 1914–1919, Marburg 2014, S. 195–214.

wie das aller Verstümmelter konfrontierte die Öffentlichkeit permanent mit der Grausamkeit des Krieges. Die Tageszeitungen füllten sich mit Todesanzeigen.

Auf dem Friedhof des kleinen Städtchens Treysa erinnert ein Gedenkstein an 98 Männer, die ihr Leben im Krieg gelassen haben, in Ziegenhain sind es 45. Das Dorf Wasenberg trauerte um 54 Männer, in Loshausen wird an 18 Opfer gedacht, aus Frankenhain verloren sieben Männer ihr Leben. Der Lehrer in Nausis führt zehn Männer auf, die *ihre dem Vaterland gelobte Treue mit dem Leben bezahlen*³⁹ mussten. In Schrecksbach waren es 32 Männer, in Röllshausen 37, die *ihre Treue zum Vaterland mit dem Tode besiegelten*, wie der Text auf einem Gedenkstein auf dem Friedhof von Röllshausen von 1921 ausweist.

*Im Felde unbesiegt*⁴⁰ verkündete die Propaganda. In Wahrheit war das Deutsche Reich an allen Fronten, einschließlich der Heimatfront, ausgeblutet, erschöpft und unfähig, weiter zu kämpfen. Das und die Schrecken des Krieges hat der Blick in die lokalen Quellen deutlich gezeigt.

39 Schulchronik Nausis (wie Anm. 20), S. 66.

40 Der zum Schlagwort gewordene Ausdruck geht auf eine Rede Reichskanzler Friedrich Eberts zurück, mit der er im November 1918 heimkehrende deutsche Soldaten am Brandenburger Tor begrüßte. Vgl. Walter MÜHLHAUSEN: Friedrich Ebert 1871–1925. Reichspräsident der Weimarer Republik, Dietz 2006, S. 136.